Märztagen des Jahres 1914 im Osten der Vereinigten Staaten wütete, legte in einem Umkreis vom 80 bis 120 Kilometern von Newyork den gesamten Eisenbahnverkehr während eines vollen Tages, den Güterverkehr für weitere zwei bis drei Tage lahm. Die Schwierigkeiten wurden noch dadurch vermehrt, daß ein großer Teil der Telegraphen- und Fernsprechleitungen unter der Schneelast zusammenbrach. Allein auf der Strecke Newyork–Philadelphia der Pennsylvania-Eisenbahn lagen am Morgen des 2. März 18 Züge mit nahezu 2000 Fahrgästen fest. Da die meisten Züge Speisewagen führten, konnten die Reisenden aus diesen verpflegt werden; die Bahnverwaltung lieferte alle Speisen, die von den Fahrgästen nach Ablauf der fahrplanmäßigen Reisedauer verzehrt wurden, unentgeltlich. An der Freimachung der Linien arbeiteten 7300 Mann, zu deren Beköstigung über 60 000 Portionen mit Sonderzügen auf die Strecke geschickt wurden.

Im Kampf mit dem Schnee verwenden die Bahnverwaltungen zahlreiche Hilfsmittel. Zum Schutz gefährdeter Einschnitte gegen Verwehungen dienen in ausgedehntem Maße Hecken, Holzplanken, Lattenzäune, auch Erdwälle und Steinmauern. Kostspielige Vorkehrungen erfordert im Hochgebirge die Sicherung des Bahnkörpers vor der Lawinengefahr. An den bedrohten Stellen wird die Trasse teils im Innern der Bergwand geführt, teils durch Lawinengalerien und Schneeschutzdächer gesichert. Bauwerke letzterer Art finden sich in den nordamerikanischen Felsengebirgen in kilometerweiter Ausdehnung. Da sie den Nachteil haben, gerade auf den landschaftlich hervorragenden Teilstrecken dem Reisenden die Aussicht zu entziehen, hat man an solchen Stellen vielfach ein ungeschütztes zweites Gleis gelegt, das von den Zügen im Sommer befahren wird.

Zur Entfernung der auf dem Bahnkörper niedergegangenen Schneemassen bedient man sich der Schneepflüge. Bei leichteren Verwehungen genügen die keilförmigen Pflüge, die entweder unmittelbar an den Maschinen befestigt werden oder auch als selbständige Fahrzeuge ausgebildet sind und dann von einer oder mehreren Lokomotiven geschoben werden. Wo der Keilpflug versagt, verwendet man heute die Schneeschleudermaschine. Sie ist eine amerikanische Erfindung, hat aber auch in Europa Verbreitung gefunden. Die Maschine ist in einem geschlossenen Wagen untergebracht. An der Vorderseite trägt sie ein Schleuderrad von etwa drei Meter Durchmesser, das aus einer Anzahl strahlenförmig angeordneter Messerschneiden besteht und von der im Wageninnern befindlichen Dampfmaschine in rasche Umdrehung versetzt wird. Der von den Messern abgetrennte Schnee wird in hohem Bogen bis zu 100 Meter weit seitlich hinweggeschleudert.

Eine Betrachtung über die wirtschaftliche Rolle des Schnees wäre heute unvollständig, wenn sie nicht auch des Schnees in seiner Bedeutung für den Winter gedenken würde. Die letzten Friedensjahre hatten ein glänzendes Aufblühen des Wintersports, vor allem der Rodelfahrten und des Schneeschuhlaufens, gebracht. Das Hochgebirge wie die schneereichen Höhen unserer Mittelgebirge wurden das Ziel einer immer größeren Zahl von Sportfreunden, die in der freien Luft der Berge Körper und Geist stählten, die Tageszeitungen veröffentlichten regelmäßig Nachrichten über die Schneeverhältnisse an den Hauptsportplätzen. Im Interesse unserer Volksgesundheit ist es zu wünschen, daß der wiedergekehrte Friede auch dem Wintersport einen neuen Aufschwung bringen möge.

Dostojewski, der Prophet.

Man hat von jeher den wahren Dichtern nachgesagt, daß sie Seher seien — ein Satz, der sich an ihren stärksten und überwiegendsten Persönlichkeiten immer wieder bewahrheitet hat. So fand auch unsere Zeit und ihr furchtbarstes Problem, ein Bolschewismus, bereits vor Jahrzehnten ihren prophetischen Ermahner, der — der verblüffendes und doch begreifliches Geschehen! — aus russischer Erde erwuchs. In einem Traume des Raskolnikow in „Schuld und Sühne“ gab Dostojewski folgende gewaltige Prophetie, an die der „Kunstwart“ wieder erinnert:

„Ihm träumte während seiner Krankheit, die ganze Welt sei einer schrecklichen, unerhörten und unerklärlichen Seuche als Opfer verfallen: die kam aus der Tiefe Asiens über Europa. Alle mußten zugrunde gehen außer einigen sehr wenigen Erwählten. Es verbreitete sich eine Art neuer Trichinen, mikroskopische Geschöpfe, die sich in den Menschenleibern einnisteten. Aber diese Geschöpfe waren Geister, mit Verstehen und Willen begabt. Die Leute, die sie in sich aufgenommen hatten, gerieten sofort in ein teuflisches Rasen. Aber nie hatten sich Menschen für so klug gehalten und so unerschütterlich sicher in Erkenntnis der Wahrheit, wie diese Verseuchten. Nie noch glaubten die Menschen fester an die Richtigkeit ihrer Entscheidungen, ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse, ihrer sittlichen Ueberzeugungen und Glaubenssätze. Ganze Siedlungen, ganze Städte und Völker wurden ergriffen und rasten. Alle waren in Aufruhr, und keiner verstand den anderen; jeder glaubte, er allein habe die Wahrheit, und geriet in Verzweiflung, wenn er auf die andern blickte, schlug seine Brust, schluchzte und rang die Hände. Sie wußten nicht, wen zu richten und wie; sie konnten nicht übereinkommen, was gut wäre und was böse. Sie wußten nicht, wen beschuldigen, wen rechtfertigen. In sinnloser Erbitterung erschlugen die Menschen einander. In ganzen Armeen erhoben sie sich wider einander, aber die Armeen, schon im Kampfe, begannen gegen sich selber zu wüten; ihre Reihen lösten sich, Mann warf sich gegen Mann, sie stachen und hieben, sie zerfleischten und verschlangen sich. In den Städten wurde den ganzen Tag über Sturm geläutet; alle wurden zusammengerufen: wer aber rief und wozu, das wußte niemand, und alle waren in Aufruhr. Selbst das geringste Handwerk wurde im Stiche gelassen; denn jeder kam mit seinen eigenen Gedanken, mit seinen eigenen Verbesserungen, und sie konnten nicht einig werden. Die Landarbeit stand still. Mancherorts versammelten sich die Leute in Haufen, einigten sich auf irgend etwas, schworen, nicht voneinander zu lassen — und sofort begannen sie etwas anderes, als was sie selber gewollt, beschuldigten sich, rauften und mordeten sich. Feuerbrünste lohten. Es kam der Hunger. Alles ging zu Grunde und alles. Die Seuche wuchs und griff weiter und weiter.

Retten konnten sich in der ganzen Welt nur einige Wenige, das waren die Reinen, die Auserwählten, die bestimmt waren, ein neues Menschengeschlecht zu begründen und ein neues Leben: die Erde zu säubern und zu erneuen. Aber nie und nirgends sah man dazumal die Leute, niemand vernahm dazumal ihr Wort und ihre Stimme.“

Literatur.

„Moderne Welt“ heißt eine Illustrierte Revue für Kunst, Literatur und Mode. Sie erscheint einmal monatlich, ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter und durch den Verlag: Wien, III., Löwengasse 47. Der Inhalt des Heftes Nr. 10, 1919 bringt: Die Frau ohne Schatten, die Handlung der Oper erzählt von Hugo Hofmannsthal; Herbst, Gedicht von Hermann Hesse; Heinrich Lefler, von A. F. Seligmann, mit 7 farbigen Kunstbeilagen und 2 Textbildern; Bei Richard Strauß in Garmisch, von Ludwig Karpath, mit 4 Textbildern; Parlurstücke aus der Oper „Die Frau ohne Schatten“; Kluge Ausrede, Gedichte von K. Siemers. Episode vom Genfersee, von Stefan Zweig; Die Stadt, Gedicht von Otto Lich; Herbstliche Landschaft, Gedicht von Kurt Siemers; Die Schwester, von Alfred Kerr, mit drei Textbildern nach Zeichnungen von D. G. Rossetti; Perspektiven, von Egon Friedell; Gottfried Keller, der Maler, von Ludwig Hirschfeld, mit zwei Farbendrucken nach Aquarellen von G. Keller; Richard Strauss Dramatische Sinnung, von Richard Specht; Alte Uhren, ein Besuch im Uhrenmuseum der Stadt Wien, mit 10 Textbildern; Bücher, von denen man spricht; Unsere Kunstbeilagen; Bücherein'auf. Kunstblätter: Pierrot im Zauberwald, Farbendruck nach einem Gemälde von Heinrich Lefler. (Auf dem Umschlag.) Richard-Strauß-Büste, von Professor Hugo Lederer (Tiefdruck); Froschkönig, Farbendruck nach einem Gemälde von Heinrich Lefler; Szenenbild aus „Boris Godunow“, Farbendruck nach einem Gemälde von Heinrich Lefler; Negersoldaten, Farbendruck nach einem Gemälde von Hans Canon; Kardinal Hypnos, Farbendruck nach einem Gemälde von Anton Romako; Brunnhirsch, Tiefdruck nach einem Gemälde von Anton Schrödl usw.

Schmidt, Landesgeologe Dr. Axel, Die Steinkohlen in Oberschlesien und an der Saar, die Bedeutung ihres Besitzes und die Folgen ihres Verlustes für Deutschland. (Finanz- und volkswirtschaftliche Zeitfragen. Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. G. Schanz und Geh. Regierungsrat Prof. Dr. J. Wolf. 62. Heft)

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S. Gr. Ulrichstr. 62. Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung“

Nr. 143 Sonnabend, den 29. November 1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.
Von Fedor von Zobeltitz.

(15. Fortsetzung. Nachdruck verboten.)

Der große Afrikaner, von dem derzeitig alle Zeitungen sprachen, machte heut' einen ganz andern Eindruck als an jenem Morgen, da man ihn nicht ohne Grund für einen fechtenden Handwerksburschen hielt. Er war ein auffallend hübscher Mensch, allerdings von einer gewissen brutalen Schönheit, mit der auch der hochmütige Zug um seinen gern lachenden, prachtvolle weiße Zähne zeigenden Mund übereinstimmte.

Nach herzlicher Begrüßung nahmen die beiden Herren Platz und begannen mit gesundem Appetit zu frühstücken und dabei ihre Briefe zu lesen.

„Na endlich,“ sagte Max, das an ihn gerichtete Schreiben in die Tasche steckend. „Die Zollbehörde zeigt mir an, daß meine Kisten aus Afrika eingetroffen sind. Ich habe einen Spediteur mit der Verladung beauftragt; ein Teil der Sachen bleibt gleich in meiner Berliner Wohnung; das übrige muß übermorgen in Plehningen sein.“

„Sind die jungen Damen schon ausgeflogen?“ fragte Haarhaus. „Ich möchte ihnen eine Partie Croquet vorschlagen.“

„Sie werden sie im Obstgarten finden oder hinten auf der Insel, lieber Doktor,“ erwiderte Graf Teupen. „Die Insel lieben sie besonders; das bedeutet für sie ein Stück Weltabgeschiedenheit. Und eine Mädchenphantasie schwankt gern zwischen den Freuden der Welt und der Einsamkeit, zwischen dem Bruder der Tanzkunst und Paul und Virginie.“

„Paul und Virginie lob' ich mir,“ sagte der Doktor. „Ich bin auch nur dann Einsamkeitsmensch, wenn der Robinson einen Freitag zur Seite hat, am liebsten einen weiblichen. Deshalb denk' ich auch gern an ein leider nur zu kurzes ostafrikanisches Idyll zurück — an die paar Tage, die ich im Norden des Kilimandscharo in einer Felshöhle allein mit einer kleinen Dschuggaflavin verlebte, die mich bei einem Fieberanfall pflegte, während meine Leute weiterzogen.“

„Einer Sklavin?“ fragte die Baronin. „Ist denn das da unten wirklich noch so? Wir sammeln doch so viel für die Missionen.“

„Ich weiß, gnädigste Frau. Ich sah in Ihrem Salon den kleinen Porzellanmohren stehen, dessen offenes Mäulchen mit stummer Gebärde an die Mildtätigkeit der Herzen appelliert. Aber der schnöde Mammon ist doch nicht immer der beste Kulturträger. Wie soll er dem Suaheli das Weib achten lehren? Für ihn steht die Frau mit dem Vieh auf gleicher Stufe; man kauft, verkauft, verschenkt oder verpfändet sie.“

Die Baronin griff nach ihrem Schlüsselkorbe und erhob sich.

„Das ist schrecklich,“ sagte sie. „Die Frauen haben es ja nirgends sonderlich gut auf der Welt“ — und sie sah dabei ihren schmucken Gatten an —, „aber ganz so schlimm wie die Suaheliweiber sind wir Gott sei Dank doch noch nicht gestellt. Haben Sie denn nicht versucht, diesen armen Geschöpfen ein besseres Los zu bereiten?“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Nein gnädigste Frau. Man kann da nur schrittweise vorgehen. Vorläufig haben wir in Afrika mehr zu tun, als an die Emanzipation der Frauen zu denken.“

Die Baronin schob ihren Schlüsselkorb unter den Arm und rief Coby. Der Gedanke an die Sklaverei der Suaheliweiber bewegte sie sichtlich.

„Nun, Max, und du?“ fragte sie. „Denkst du auch so? Auch schrittweise?“

Max schien geträumt oder an was ganz anderes gedacht zu haben; er fuhr hastig in die Höhe und nickte lebhaft.

„Versteht sich, Mama! Immer nur schrittweise!“ antwortete er.

Auch Tübingen war aufgestanden, um auf das Feld zu gehen. Er deutete auf das Paket, das mit der Posttasche gekommen war.

„Hier Eleonore — deine Literatur aus der Leihbibliothek!“

„Sie kann liegen bleiben. Ich werde die Sachen nach dem Abendbrot durchsehen. Hoffentlich hat mir Moldenhauer nicht wieder so viel Neueres geschickt. In den Romanen von früher drehte sich doch gewöhnlich auch alles um die Liebe, aber — ich weiß nicht, man schreibt heute viel aggressiver. Wenn wieder was von Tovote dabei ist, schickst du es gleich zurück, Eberhard. Ich habe immer Angst, die Mädchen kommen mir einmal über die Bücher.“

Dann ging sie. Tübingen steckte seine Zeitungen ein und griff nach Stock und Mütze.

„Wie ist denn das Programm der Herren Afrikaner für heute?“ fragte er, schon an der Tür.

„Croquet, Arbeit, Boccia, Arbeit, Fußball, Arbeit,“ erklärte Haarhaus. „Zwischen jedem Bewegungsspiel drei bis vier Seiten Manuskript. Als halber Engländer bin ich sehr für praktische Zeiteinteilung — auch für gemischte Kost.“

„Ich möchte Nachmittag auf ein Stündchen nach Langenpfuhl,“ sagte Max.

Tübingen machte ein erstauntes Gesicht, während das des alten Teupen freudig erglänzte. Doch setzte er als gewiegter Diplomat sofort wieder eine gleichgültige Miene auf.

„Willst der Seesen mal guten Tag sagen?“ meinte er harmlos.

„Ja, Großpapa. Langenpfuhl ist ja doch sozusagen ein Vorort von Hohen-Kraatz. Und für Frau von Seesen hab' ich immer was übrig gehabt.“

„Ist auch 'ne brave Frau,“ sagte Tübingen und ging. Graf Teupen überlegte, ob er der Herrin von Langenpfuhl gleichfalls ein Loblied singen solle. Aber nein, das wäre unpolitisch. Abwarten, und nur mit Vorsicht treiben, und immer aus der Verschanzung.

Die Herren hatten sich ihre Zigarren angesteckt. Riedecke räumte den Tisch ab. Auch Teupen erhob sich zu seinem Morgenspaziergang durch den Obstgarten. Plötzlich schien ihm noch etwas einzufallen, was ihn innerlich sehr belustigte, denn er lächelte verschmitzt.

„Sage mal, Max,“ meinte er; „scha illa muganga pst pst, eri konikumba boschina?“

Max, der Haarhaus soeben auf die Veranda folgen wollte, blieb mit außerordentlich verdutztem Gesicht stehen.

„Wie?“ fragte er.

„Eri konikumba boschina?“ wiederholte Teupen sehr geläufig; „maranga pst pst fonk bettamisloomtik. ...“

Max'ens Augen vergrößerten sich.

„Entschuldige, Großpapa — aber ich verstehe dich beim besten Willen nicht. Ich habe bloß ein paarmal pst pst verstanden.“

Teupen lachte herzlich.

„Mein Gott, das ist ja doch die Bagirisprache!“ antwortete er. „Ich denke, ohne die kommt man im Sudan gar nicht durch — sagt Nachtigall — oder Vogel — oder ist's doch Nachtigall gewesen?! Nein, Livingstone sagt es.“

Max hatte sich etwas hastig umgewendet.

„Ach so ... Aha — — aber, lieber Großpapa, du betonst absolut falsch! Namentlich das pst pst — das darf man nur hauchen. Und dann ... ja, ich komme schon, Doktor!“ rief er plötzlich auf die Veranda hinaus und ließ den Grafen allein.

Teupen lächelte immer noch, ward aber mit einemmal ernst.

„Wenn ich falsch betone, nützt mir die ganze Sprache nichts,“ sagte er sich. „Ich werd's aufheben. Das pst pst

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191129023/fragment/page=0001

soll nur gehaucht werden; Max soll mir das mal vormachen. Konsonanten lassen sich gar nicht hauchen. Ich glaube, der Junge hat selbst keine Ahnung von der Bagirisprache. Der hat sich von Haarhaus ins Schlepptau nehmen lassen und ist einfach mitgedrückt. Aber daß er zur Seesen will, freut mich. Das ist die erste Etappe. Ich werd' mir 'mal die Eleonore suchen. Wir müssen noch ein paar Worte über die Gesellschaft sprechen. Mit Tübingen kann man nicht reden. Er hat keinen Schimmer von Diplomatie. . . ."

Dann drehte er sich eine Zigarette, die er aber nicht mit einem gewöhnlichen Schwefelholze entzündete, vielmehr zog er ein kleines silbernes Etui aus der Tasche, dem er ein Wachsstreichhölzchen entnahm, und an diesem steckte er seine Zigarette an. Hierauf wedelte er rasch einmal mit seinem parfümierten Foulard durch die Luft und trippelte sodann mit den ihm eigentümlichen kleinen und zierlichen Schritten davon.

Währenddessen war Max, Haarhaus am Arm, wie ein Wilder in den Park hinabgestürmt.

„Adolf, das halte ich nicht länger aus!" schimpfte er. „Das ertrag' ein anderer! Die Eltern fragen einem wenigstens nicht die Seele aus dem Leibe — aber der Großpapa! Adolf, weißt du, wie mich der Großpapa soeben angeredet hat?"

„Englisch?"

„Nein — bagirisch! Im ganzen Sudan sagte man nur immer pst pst — oder so ähnlich. Er hat schon bagirisch gelernt, Adolf! Er bringt mich um mit seiner Kolonialwütigkeit! Er weiß ja hundertmal besser Bescheid als ich! . . . Was ist denn das für eine niederträchtige Sprache, dies Bagirische?"

Haarhaus lachte, daß ihm die Augen tropften.

„Aber, Liebster, ich ahne es ja nicht! Weiß der Himmel, wo der alte Herr das gelesen hat! Vielleicht in einem Reisebericht aus der Südsee oder den Molukken — und dann hat er die Geschichte verwechselt!"

„Das trau' ich ihm zu. Und ich Esel bin auf diese Verwechselung hereingefallen. Ich habe ihm bloß gesagt, er hätte falsch betont. Irgend etwas mußte ich doch sagen. Ich bin lediglich auf Suahell geeicht. Bis Mitternacht hab' ich in deiner Grammatik studiert, um mich nicht allzusehr zu blamieren. Die Werke von Stanley und Junckler und Peters und Casati hab' ich im Kleiderschrank eingeschlossen, damit man sie nicht findet. Schlafen kann ich auch nicht mehr. Useguha und Wagindo und Ulhehe und Ubruscha, Puscha, Nuscha, das schwirrt mir alles im Kopfe herum, und schlafe ich wirklich einmal, dann träume ich von Kannibalen und Hottentotten. Adolf, bemitleide mich!"

„De tout mon coeur, mein Junge. Aber bedenke: du hast dich selbst in diesen Zwiespalt der Natur hineingeritten — und ich bin kein Derindur. Ach nein — auch über meinem schuldlosen Haupte gewittert es. Wenn die Bombe platzt, weisen auch auf mich die Finger der Ankläger. Wie der Stehler, so der Hehler. Ist's nicht am besten, kurzen Prozeß zu machen? Du weißt, ich bin für kurze Prozesse. Man lernt das da drunten."

Max war stehen geblieben und faltete die Hände.

„Adolf, tu mir die Liebe, und red' nicht solchen Unsinn. Du kennst die Verhältnisse nicht, kennst nicht die Mama und den Großpapa. Sie sind die Machthaber auf Hohen-Kraatz, die Tyrannen meines Glückes. Hier heißt es einfach, strategisch zu Werke gehen —"

„Diplomatisch, sagt Graf Großpapa."

„Allerdings; sondieren und langsam das Terrain erobern. Und dabei muß mir die Seesen helfen."

„Du willst Nachmittag zu ihr?"

„Nein. Nachmittag will ich in den Erlenbruch. In diesem Falle war die Seesen ein Vorwand. Aber vielleicht fahr' ich morgen nach Langenpfuhl. Die Seesen liebt mich."

„Na, na!"

„Cum grano salis natürlich. Es ist nämlich von jeher Großpapas glühender Wunsch gewesen, mich mit ihr zu verheiraten — aus Familienrücksichten. Und sie merkte das. Da nahm sie mich denn eines Tages vor und sagte mir: „Wir wollen einen Pakt schließen, Baron. Schwören wir uns, daß wir uns nie kriegen. Schwören wir uns ewige Untreue." Und das haben wir denn auch getan, und in der Folge hab' ich die Seesen in alle Verhältnisse eingeweiht."

„Was du sagst! Und wie nahm sie die Sache auf?"

„Sie unterstützte sie lebhaft und amüsierte sich königlich darüber. Sie hat lange an der Kette gelegen und ist deshalb sehr für Freiheit des Herzens."

„Ein interessantes Frauenzimmer. Ich freu' mich, sie kennen zu lernen."

„Sie wird dir gefallen. Und nun noch eins, Adolf. Laß mir den Anfang deiner Tagebuchblätter heraus, damit ich weiß, wie wir eigentlich marschiert sind. Die Gegend um den Kilimandscharo kenn' ich noch gar nicht."

Haarhaus lachte wieder. „Soll geschehen, my boy. Aber erst muß ich eine Partie Croquet mit den Backfischen spielen! Da kommen sie schon! Bist du nicht dabei?"

„Ich werd' den Teufel tun. Cantonnementsquartierspiele sind mir ein Greuel. Ich geh' auf mein Zimmer und studiere. Auf Wiedersehen! . . ."

Die Backfische waren mit dem Croquet einverstanden. Benedikte und Nelly schleppten den Kasten auf den freien Platz unter den Kastanien und packten aus, während Trude Palm mit Haarhaus englisch sprach. Vor ihm glänzte sie gern. Sie schwärmte für England, weil sie wußte, daß Haarhaus einen Teil seiner Jugend in London verlebt hatte. War Graf Brada anwesend, dessen Geschlecht sich von irgend einem lombardischen Baron aus der Zeit Barbarossas ableitete, so schwärmte sie für Italien.

Das Spiel begann. Haarhaus war in allen diesen Sportspielen Meister — elegant, kraftvoll und sicher. Er fühlte sich sichtlich behaglich in Hohen-Kraatz. Laut seinem Vertrage mit einem bekannten Leipziger Verleger mußte er sein Werk über seine Neuentdeckungen im Pare- und Kilimandscharogebirge bis zu einer bestimmten Frist ablesen — und bei seinem Onkel Kielmann kam er wenig zur Arbeit. Der Alte war in seiner Liebenswürdigkeit so beständig um ihn herum, daß Haarhaus froh gewesen war, ausrücken zu können. Hier aber hatte er Ruhe und zugleich Abwechslung. Die drei hübschen Mädchen boten sie ihm zur Genüge. Alle drei machten ihm gleichmäßig Spaß. Sie schwärmten ihn an, bewunderten ihn und fanden ihn reizend — und das tat seiner Gottähnlichkeit wohl.

„Wer ist dran?" fragte Benedikte. „Trude! — Trude, du döst wieder!"

Trudchen machte ihr Spiel, schwenkte dabei kokett mit dem Rocksaum und zeigte ihre gelben Bottinen. Währenddessen unterhielt sie sich mit Haarhaus.

„Mister Haarhaus, wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen, nach Afrika zu gehen?" fragte sie. Sie nannte ihn gern Mister; Benedikte fand das albern, und Nelly spleenig.

„Na, wie man so auf etwas kommt, Gnädigste. Ich dachte mir: den Kilimandscharo kennt man nur von unten. Da willst du doch 'mal sehen, wie er oben aussieht. Und da fuhr ich denn hin; das heißt, halb fuhr ich, halb lief ich."

„Ach, Mister Haarhaus, Sie machen immer bloß Unsinn mit uns! Meine Frage war doch ganz vernünftig."

„Natürlich war sie das. Aber was soll ich Ihnen sonst antworten?!"

„Sie müssen doch einmal etwas anderes gewesen sein, ehe Sie Afrikaforscher wurden," sagte Benedikte, den Doktor, der ihr sehr imponierte, von der Seite betrachtend. „Oder kommt man als solcher gleich auf die Welt?"

„Ich möchte das eigentlich bejahen, gnädiges Fräulein. Der Forschertrieb ist etwas Angeborenes. Aber freilich hab' ich die Afrikareiserei nicht studiert, wenigstens nicht von vornweg. Ich bin von Hause aus Jurist. Wissen Sie, was das ist?"

„Ja natürlich. Gott, was halten Sie aus für dumm! Ein Jurist ist ein Rechtsprecher."

„Leider nicht immer."

„Ein Verurteiler," sagte Trudchen.

„Ich wollte nun grade Verteidiger werden, Fräulein Palm. Aber dabei verflaut der Charakter. Das ganze Menschheitsbild verschiebt sich. Tugend und Laster quirlt durcheinander. Man wird irre an sich selbst. Man soll einen Lumpen zu einem Gentlemen stempeln, und innerlich wehrt man sich dagegen. Schließlich machte es mir kein Vergnügen mehr, schwarze Menschen weiß zu waschen, und da ging ich denn lieber ganz zu den Schwarzen."

„Wie weit ist eigentlich Max mit hinaufgeklettert," fragte Benedikte, „ich meine auf den Kilimandscharo?"

„Nur ein Stückchen," erwiderte Haarhaus mit kühner Stirn. „Dann blieb er am Wege sitzen; es war ihm zu beschwerlich. Es ist nämlich ziemlich steil, und oben liegt Schnee."

„Nelly — schwarzrot! Deine Kugel! . . ." Und da Haarhaus sich in diesem Augenblick umwandte, am Rondell eine Rose für sein Knopfloch zu pflücken, flüsterte Benedikte Trudchen zu: „du — der uckt uns an!"

„Ach nein, Dikte — glaubst du?"

„Ganz gewiß, aber es schadet nichts. Er ist doch ein prachtvoller Mann."

Und nun wandte sich Haarhaus zurück und reichte jeder der jungen Damen eine Rose, nachdem er sich selbst eine in das Knopfloch gesteckt hatte. Miß Nelly, die er am wenigsten beachtete, erhielt eine blaßrosa, Benedikte eine dunkelrote, und Trude zu ihrem grenzenlosen Aerger eine gelbe. Die Mädchen dankten und zogen die Rosen durch ihre Gürtel. Aber Trudchen leuchtete die dunkelrote Benediktes in Herz und Seele hinein; dunkelrot hieß brennende Liebe, und gelb war die Farbe des Neides. Trudchen schäumte heimlich vor Wut, und als äußeren Ausdruck ihres Grimms hieb sie, da sie gerade am Spiel war, so gewaltig mit dem Hammer gegen ihren Ball, daß dieser lustig hüpfend die Allee hinunterrollte, immer weiter und weiter, bis er am Rande der Fliederbosketts liegen blieb.

„Aber Trudel!" rief Nelly. Dann setzten sich die drei Grazien in Trab, den Ball wiederzuholen. Kaum sah das Haarhaus, so trabte er gleichfalls los. Jetzt wurden die Mädchen von Uebermut ergriffen. Sie flogen wie bunte Pfeile über den Kiesfand, und Trudchen rief: „Wollen 'mal Wette laufen, Mister Haarhaus!"

„So läuft man in Europa, Herr Doktor!" setzte Benedikte hinzu und ihre Zöpfe flatterten hinter ihr her. Der Ball blieb liegen; es gab jetzt wirklich ein Wettrennen. Haarhaus war ein ausdauernder Marschierer, aber kein Schnellläufer. Die Sache strengte ihn an. Es kam ihm auch albern vor, mit den Backfischchen Huschelätzchen zu spielen. So recht eigentlich war das seiner nicht würdig. Trotzdem schoß er hinter den Mädchen her. Doch sie waren flinker als er; er mußte sich Mühe geben, sie einzuholen.

Endlich war er Benedikte dicht auf den Fersen. Er wußte nur nicht, wie er sie fassen sollte — an den Zöpfen ging nicht und an den Röcken war nicht recht passend. So nahm er sie denn um die Taille und rief dabei: „Viktoria! . ." Erhitzt, lachend und nach Atem ringend lag Benedikte einen Augenblick in den Armen des Doktor. Dann riß sie sich los, blutrot werdend, und auch er ward ein wenig verlegen. Durch Trudchens Herz aber zuckte es empört und schmerzlich. „O diese Dikte!" sagte sie sich; „sie hat sich absichtlich von ihm fangen lassen! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schnee und seine wirtschaftliche Bedeutung.

Winterplauderei von E. Hollstein.

(Nachdruck verboten.)

Die Rolle, die der Schnee in unserem Wirtschaftsleben spielt, ist eine sehr vielseitige; die Frage, ob der Nutzen oder der Schaden, den er verursacht, überwiegt, ist nicht leicht zu beantworten. Dem Landwirt ist der Schnee willkommen, da er mit wärmender Decke die Saat vor dem Froste schützt. Störungen können dagegen ausgedehntere Schneefälle im Verkehrswesen herbeiführen und ein plötzliches Einsetzen der Schneeschmelze in den Gebirgen bringt im Frühjahr die gefürchteten Hochwässer und Ueberschwemmungen.

Das Erdgebiet, innerhalb dessen in niederen Lagen Schneefall eintreten kann, erstreckt sich von den Polen bis an die Grenzen der Tropenzone. Auf der Nordhalbkugel hat man vereinzelte Schneefälle noch in der Sahara, auf der Südhalbkugel noch in Rio de Janeiro beobachtet.

Als Vorbote des kommenden Winters findet der erste Schneefall im täglichen Leben wie in der Wissenschaft gleicherweise Aufmerksamkeit. Im Hochgebirge und auf den höchsten Erhebungen unserer Mittelgebirge stellt sich der erste Schnee bereits im September oder Anfang Oktober ein. Als Durchschnittsdatum des ersten Schneefalls verzeichnet die Schneekoppe den 7. September, Davos Platz den 12., der Brocken den 29. September, Engelberg den 10. Oktober, Einsiedeln den 11. Oktober. Im Laufe des Oktober und November beginnt es auch in den tieferen Lagen zu schneien. So ergaben sich als mittlere Daten des ersten Schneefalls aus langjährigen Beobachtungsreihen für Freudenstadt und St. Gallen der 27. Oktober, für Königsberg i. Pr., Chemnitz, Bad Elster und Altstätten i. Schw. der 29. Oktober, für Krakau und Zürich der 2. November, für Köslin, Fulda und Bern der 7. November, für Lübeck und Prag der 10. November, für Leipzig der 11. November, für Berlin und Neuchatel der 14. November. Zuletzt verzeichnen den ersten Winterschnee die warmen Striche am Rhein und die Nordseeküste. In Wiesbaden schneit es erstmals am 20. November, in Bremen, Oldenburg und Cleve am 21. November, in Boppard am 23. November.

Im Frühjahr werden zuerst schneefrei die Täler des Rheins und seiner Nebenflüsse, wenige Tage später auch die Küstengebiete. Der letzte Schnee fällt in Mannheim am 31. März, in Heilbronn, Frankfurt a. M., und Wiesbaden am 2. April, in Oldenburg und Bremen am 9. April. In Berlin und Stuttgart schneit es zum letzten Male am 11. April, in Leipzig und Prag am 16. April, in Zürich am 20., in Bern am 22., in Breslau am 23., in Memel am 26. April. Am 1. Mai haben Chemnitz, Eger und Freudenstadt, am 3. Mai St. Gallen, am 9. Annaberg i. Sa., am 21. Mai Engelberg, am 26. der Brockengipfel den letzten Schneefall. Auf der Schneekoppe endlich schneit es zum letzten Male am 15. Juni, in Davos Platz am 20. Juni.

In den einzelnen Jahren treten aber z. T. sehr beträchtliche Abweichungen von obigen Durchschnittsterminen auf. Im Hochgebirge gibt es Jahre, in denen nicht ein einziger Monat ganz schneefrei bleibt. In Gütersloh schwankte der Eintritt des ersten Schneefalls zwischen dem 20. September und dem 14. Januar, der des letzten Schnees zwischen dem 12. März und dem 24. Mai. In den hochgelegenem Klausthal wurde der erste Schnee am frühesten am 10. August, am spätesten am 26. November, der letzte Schnee am 31. März bezw. 8. Juli festgestellt.

Die Zahl der jährlichen Schneetage ist am geringsten in Südwestdeutschland, wo Heilbronn nur 23 Tage, Karlsruhe 24, Trier 27, Meersburg und Friedrichshafen je 29 Tage mit Schnee aufweisen. Auch das Küstengebiet der Elbbucht verzeichnet jährlich nur 26 bis 27 Schneetage. Dagegen schneit es in den höheren Lagen des Thüringer Waldes und Harzes an etwa 70 Tagen, auf dem Kamm des Erzgebirges an etwa 80 Tagen, auf der Schneekoppe sogar an 95 Tagen im Jahre. Auch in diesem Falle sind aber die Schwankungen von Jahr zu Jahr sehr bedeutend. Z. B. hatte Berlin im Winter 1881/82 nur 9, im Winter 1887/88 aber 67 Schneetage.

Von besonderem Interesse sind die Angaben über die Mächtigkeit, welche die Schneedecke erreichen kann. Am geringsten ist sie auf den Nordseeinseln, wo sie den Betrag von zwanzig Zentimetern nicht überschreitet. In den niederen Lagen des Binnenlandes kann man dagegen überall im Verlaufe einiger Winter eine Schneehöhe von etwa einem halben Meter Höhe erwarten; bei dem großen Schneefall vom Dezember 1886 wurden in Chemnitz 89 Zentimeter, in Karlsruhe 94 Zentimeter gemessen. Auf den höchsten Spitzen des Thüringer Waldes erreicht die Schneedecke anderthalb Meter, auf dem Brocken und im Riesengebirge zwei Meter und darüber, in den Alpen endlich hat man z. B. am Arlberg Schneehöhen von drei Meter und mehr beobachtet.

Was die wirtschaftliche Bedeutung des Schnees anlangt, so stehen neben dem Schutz, den die Schneedecke der Wintersaat gewährt, die Wirkungen auf den Verkehr an erster Stelle. In Ländern mit schlechten Wegeverhältnissen, vor allem in den sumpfigen Waldgebieten Rußlands, ermöglicht die bis tief in das Frühjahr anhaltende Schneedecke einen ausgedehnten Schlittenverkehr. Dazu tritt in den nordischen Ländern als winterliches Verkehrsmittel noch der Schneeschuh. Kann der Schnee in diesen Gebieten als verkehrsfördernd angesehen werden, so wirkt er in anderen Fällen, vor allem in den Straßen der Großstädte und im Eisenbahnbetrieb, entschieden verkehrsfeindlich. Welche Kosten den Großstädten aus der Beseitigung des Schnees erwachsen, zeigt eine im „Statistischen Jahrbuch deutscher Städte" veröffentlichte Zusammenstellung, derzufolge im Jahre 1912 die Schneeabfuhr folgende Aufwendungen erforderlich machte: in Berlin 129 000 Mark, in Hamburg 358 000 Mark, in Dresden 118 000 Mark, in Frankfurt a. M. 193 000 Mark in Königsberg 98 000 Mark, Leipzig 97 000 Mark, Nürnberg 85 000 Mark. In den schneereichen Wintern von 1887/88 und 1879 stellten sich die Schneeabfuhrkosten in Berlin sogar auf 455 000 Mark bezw. 680 000 Mark.

Ein schlimmer Feind ist der Schnee für den Eisenbahnbetrieb. Können schon mäßige Schneefälle die pünktliche Durchführung des Fahrplans außerordentlich erschweren, so vermag das Niedergehen großer Schneemassen, besonders wenn es mit heftigem Schneetreiben verbunden ist, den Zugverkehr unter Umständen völlig lahmzulegen. Welchen Umfang derartige Betriebsstörungen annehmen können, läßt eine amtliche Feststellung erkennen, wonach im Dezember 1886 auf den Eisenbahnen des Deutschen Reiches (mit Ausnahme Bayerns) infolge Schneeverwehungen 2716 Züge überhaupt nicht, weitere 711 nur teilweise gefahren werden konnten, während 2315 Züge mehr oder minder bedeutende Verspätungen erlitten. Ein Schneesturm, der in den ersten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191129023/fragment/page=0002